



Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Sechszehnter Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und S. Rosenthal.

7.

Besth und Dsen, Mittwoch, 25. Januar.

1843.

Je toller je besser.

(Beschluß.)

Die Menge lief dem Zuge nach, der seinen Weg durch Phoenix-Park nahm. Celestin kehrte um, und sah sich Herrn Richard gegenüber. „Ah! ich verlasse Sie nicht,“ sagte Richard ganz leise. — „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Richard, spielen Sie nicht die Rolle meines Schutzengels — nehmen Sie sich in Acht!“ — „Kapitän, gehen Sie nach Hause, es ist spät — Ihr Freund möchte einen schlimmen Streich spielen.“ — „Seien Sie ruhig, mein Freund hat seine Instruktionen. — Da fällt mir ein, Herr Richard, Sie sollen mir einen guten Rath geben: nehmen Sie meinen Arm, wir wollen als gute Nachbarn miteinander plaudern.“ — „Kapitän, mir wird es das größte Vergnügen machen, Ihnen Rath zu ertheilen.“ — „Ja, unterwegs sollen Sie mir einen Rath geben. Ich habe Lust mich zu verheirathen, was meinen Sie dazu?“ — „Aber, Kapitän, ich denke —“ — „Sie werden begreifen, Herr Richard, daß wir nicht so isolirt fortleben können, Kavier und ich, wir haben Pflichten gegen die Gesellschaft —“ — „Nu, ich denke, Sie werden irgend eine Jugendliebe im Andenken haben —“ — „Nun, Herr Richard, und alle unsere Jugendliebschaften sind arm — heutigen Tages machen wir Ansprüche, wir haben Erbinen im Auge. Das schöne Geschlecht ist wunderhübsch in Dublin — wir haben schon gewählt.“ — „Ah!“ sagte Richard mit erstikter Stimme, „Sie haben schon gewählt?“ — „Eine Doppelwahl. Glauben Sie, die Familien werden einwilligen?“ — „Warum nicht?“ sagte der Nachbar mit zitternder Stimme, „sind Sie nicht junge brave Männer?“ — „Das ist unsere Meinung.“ — Herr Richard versank in tiefes Nachdenken. Nach einigem Schweigen sprach er: „Hören Sie, Kapitän, Sie haben mich um Rath gefragt, ich will Ihnen als Freund rathen, erlauben Sie es?“ — „Thun Sie das, mein Nachbar!“ — „Sie werden sich ein Hölleleben bereiten, glauben Sie mir; Dublin ist Ihnen Ersatz schuldig, Sie werden ihn erhalten, ich stehe Ihnen dafür ein. Die vornehm-

sten Einwohner, Herr Greamesh, die Verwaltung der Posten und ich werden Opfer bringen, wir werden Sie mit Einemmale reich machen, und nach Frankreich zurücksenden mit zweimalhunderttausend Francs in der Briestafche und in voller Freiheit.“ — Celestin blieb stehen, und sah Herrn Richard starr in die Augen. — „Nachbar,“ sagte er nach einer langen Pause, „wenn wir dies Vermögen in der Briestafche und unsere Lunte ausgelöscht haben, wir Einfaltspinsel, dann hängt man uns.“ — „D!“ rief Herr Richard, befürchten Sie nichts; hundert Notabeln von Dublin, der Sberiff an der Spitze und ich, schwören auf die heilige Schrift, daß Ihnen keine Gewalt geschehen soll, und Ihnen die Reise nach Ihrem Lande mit Ihrem Vermögen in voller Freiheit verstattet wird.“ — „Das will überlegt sein. — Nachbar hören Sie: ein Vorschlag zur Vermittelung — Sie geben meinem Freunde Xavier zweimalhunderttausend Francs, er reißt ab, und ich warte in Dublin, bis er in Frankreich angekommen ist, und während der Zeit werde ich das Pulverfäschen nicht verlassen. Auf diese Weise werden Sie wenigstens Einen glücklich machen, und es wird nur einer gehängt.“ — „Keiner soll gehängt werden.“ — „Nehmen Sie meinen Vorschlag an; Nachbar?“ — „Ja.“ — „Nun gut, und ich den Ihrigen. Machen Sie die Sache sogleich richtig.“ — „Auf die Minute, Kapitän, der Boden brennt unter mir, es ist keine Nacht für mich. Mit Tagesanbruch erwarte ich Sie bei Greamesh.“

Mit Tagesanbruch waren die Notabeln, die zweimalhunderttausend Francs, der Sberiff und die Bibel vor Celestins Wohnung. Xavier kam herab, empfing den Eid und die Bankzettel und reiste nach Kingston in der Postchaise des Herrn Richard ab. — Celestin bewachte indessen den Vulkan. — Xavier, in Calais angekommen, schrieb seinem Freund und meldete ihm, daß er ihn erwarte. Celestin reiste kühnlich ab, Xaviers Brief in der Hand, und verlöschte die Lunte. Das Volk begleitete ihn auf dem Wege nach Kingston, mit tausendfach wiederholtem „Hurrah Celestin!“

In diesem Augenblicke leben Xavier und Celestin in dem fruchtbarsten Winkel des Departemens Vouche = du = Rhone; sie sind Mitglieder der Gesellschaft für den Landbau, und die ersten Agronomen des südlichen Frankreichs; Celestin hat eine Säemaschine erfunden, und bei der letzten Ausstellung in Paris eine goldene Medaille erworben.

Portfolio der Neuigkeiten und Ansichten.

Frauen - Schriftstellerei.

In Deutschland ist die Frauen = Emanzipation in der Literatur schon seit einigen Jahrzehenden verhandelt und von den Männern mit satyrischen Waffen bestritten und verneint worden. In Frankreich scheint jetzt ein ähnliches Manöver Statt zu finden, wie denn die, durch gesteigerte Bildung überhandnehmende Sucht zum Selbstproduziren und Reproduziren auch dort eine zeitgemäße Reaktion hervorrufen mag. In der „Revue des deux Mondes“ wird diese durch G. de Molenes nun vorläufig gegen die schreibenden Frauen ausgeübt, und zwar in einer Weise, an die sich über deutsche Frauen = Schriftstellerei manche Bemerkung für und wider anreihen läßt. Der galante Franzose verbirgt seinen Ladel und Kampf gegen weibliche Autorschaft unter der schmeichelhaftesten Verehrung des schönen Geschlechts, er sagt, die Rosenfinger desselben seien nicht für Gänsefüße geschaffen und der Purpurmund nicht für Verse, sondern für

Küsse; die Frauen sollten lieben statt zu schreiben, den Geist als Würze für die alltägliche Lebenskost eines Gatten konsumiren und lebendige Wesen statt todte Gedichte aufziehen. Nach diesem etwas derben Kompliment an die Weiblichkeit wird es erst gewagt, dem Umsetzungs = Prozeß in ihr Gegentheil, der Unweiblichkeit, mit scharfen Waffen entgegen zu treten. Amazonen und Courtisänen werden für weniger unnatürlich, für geringere Sünderinnen gegen den weiblichen Beruf gehalten als die Schriftstellerinnen und Dichterinnen, deren Leben sich außerhalb der Naturgesetze bewegt. Man kann sich nicht kräftig, nicht zurückweisend genug gegen eine Frau aussprechen, die sich auf den Pegasus schwingt und mit athemlosem Laufe, in Gedanken die Hindernisse verachtend, einem Ziele zueilt, das ihr verboten ist. Des Weibes Wirksamkeit gehört dem Familienkreise; ihm entzogen, bleibt eine traurige Hermaphroditen = Existenz übrig, lautet ungefähr das französische Raisonnement. „Wollt Ihr mir

nicht glauben“, heißt es dann weiter, „so werft, um Euch zu überzeugen, einen Blick auf die Laufbahn einer Poetin: eines Tages wird ein kleines Wesen geboren, die Aerzte erklärten es für ein weibliches; man sucht im Kalender irgend einen sanft klingenden Namen aus, der fromme und holde Erinnerungen weckt, wie Maria oder Magdalena. Die Mutter träumte schon für das kleine Mädchen ein ruhiges, unwissendes und glückliches Leben zusammen innerhalb des Tages, wo sie ihm das weiße Lauffleiden anzieht und jener Stunde, wo sie ihm die rostige Haube der Neuvermählten aufsetzt. Aber da nimmt plötzlich das Kind, das man noch immer für ein Mädchen gehalten wissen will, eine fremdartige Richtung; es ist kaum zehn Jahre, und doch gibt es schon Momente, wo sein Auge traurig blüht, auf den Wangen schimmert kein Roth, der liebliche Widerschein von kindlichen Spielen. Die Kindheit verschwindet in Einsamkeit, im Dunkel des Parks, verschwindet scheu und verlassen. Zur Jungfrau gereift, wird das, was bei Andern eine unruhige Sehnsucht, eine unschuldige Neugier ist, bei ihr zu unerträglicher Unzufriedenheit, zu unwiderstehlichem Wissensdurst. Sie erschreckt ihre Mutter durch den glühenden Eifer ihrer Studien, sie verschließt sich in der Bibliothek und lauscht auf Lehren, die ihren Geist verwirren und ihre Sinne aufregen; die kühnste und sonderbarste Sprache versteht sie, vor keiner Streitfrage bebt sie zurück. Jetzt ist sie neunzehn Jahre, der Augenblick scheint gekommen, der ihr Schicksal als Weib entscheiden soll, aber sie ist für den poetischen Beruf herangereift. Sie sucht in der Ehe die Freiheit; der friedliche, dunkle Bereich eines rechtschaffenen Mannes genügt ihr nicht, sie verlangt einen schrankenlosen Raum. Man hat mit vieler Rührung die deutschen Sagen gelesen über die Männer, die von Wasser- oder Nebeljungfrauen so bezaubert wurden, daß sie sie zur Ehe verlangten; am Hochzeitmorgen sahen sie dann plötzlich bei einer zärtlichen Promenade am See ihre Neuvermählten in den Wolken oder dem Wasser verschwinden. So hat man auch in einer Poetin die Bewohnerin eines andern Elements geheirathet. Eines Tages an der Seite derjenigen wandelnd, deren Herr und Meister man nach dem Gesetze ist, bemerkt man plötzlich, daß es unmöglich ist, ihr zu folgen. Zwischen einem fliegenden und einem kriechenden Geschöpfe kann keine Verbindung bestehen. Die Poetin bricht mit ihrem Manne, und endlich beginnt ein Leben

für sie, wie sie es lange gewünscht hat. Jetzt erfolgt jener Umsturz menschlicher Gesetze, über den man mit Recht empört ist. Diejenige, der Gott zum Schutz ihre eigene Hilfsbedürftigkeit, ihre Schwäche und Furcht mitgegeben hat, kämpft dagegen an und vertilgt sie. Sie gibt sich rauschenden Freuden u. unwürdigen Liebchaften hin. Erinnerung Ihr Euch jener nordischen Kaiserin, die ihre Favoriten so oft wechselte? so denke ich mir eine poetische Helbin. Die Dichterkrone auf der Stirn eines Weibes erzeugt darin dieselben Neigungen wie eine Kaiserkrone. Wer darauf ausgeht, sein Reich zu vergrößern, und wer Eroberungen in der Verstandeswelt machen will, muß dasselbe Leben führen, wie der Zweck derselbe ist. Beide sind mit Unternehmungen beschäftigt, die Geistesfreiheit erfordern, beide können deshalb nur Neigungen um sich dulden, die sie jeden Augenblick zerbrechen dürfen. Die Eine wacht über Landkarten, die Andere Nächte lang über Büchern; aber keine von Beiden wacht neben einer Wiege. D, zeigt mir den Maler, der mit dem glänzendsten Gemälde einer Sappho oder einer Corinne das Herz so zu rühren vermag, wie mit dem Bilde der demüthigsten, einfachsten Mutter, die liebend und wachend an der Wiege eines Kindes sitzt!“ ruft der französische Kritiker im wohlgemeinten, aber vielleicht zu weit gehenden Eifer aus.

Theater.

Berlin. Am 4. Januar ließ Sgr. Rubini zum ersten Male in Berlin sich hören. Er trat im königstädtischen Theater auf als Edgardo in Donizetti's „Lucia.“ Der große Ruf eines Künstlers ist ihm, wenn er vor ein fremdes Publikum tritt, eben sowohl ein Vortheil als zugleich ein Umstand. Rubini ist noch Meister seines Organs, hat seine Schwächen ihm abgelauscht und weiß, daß man schmeichelnd mit ihm umgehen müsse. Seine Intonation ist fest und rein, das Portament im langsamen Anschwellen, im sanften Verathmen des Tons einzig schön; alle Verzierungen des Gesanges, vorzüglich das leise Tremolo, die weichen Uebergänge sind grazios und elegant, der Ausdruck des Gesanges von fesselnder Eigenthümlichkeit. Diese macht sich namentlich in der wundervollen *mezza-voce* geltend, jetzt des Künstlers eigentlichsste Macht. Die Uebergänge vom Brustton zum Falset, vom lebhaftesten Forte zum verhauchenden Piano sind unübertrefflich, minder gelingt der plötzliche, energische Einsatz,

und der Höhe der Leidenschaft ist die Stimme nicht mehr gewachsen. Daher tritt auch das Dramatische an dem Künstler in den Hintergrund; den heftigen Abstoßungen des Reiztitivs fehlen Wahrheit und Ungezwungenheit, dem Spiel nicht die Gedanken, aber ihre lebendige Verbindung. Sgr. Rubini wurde mit Beifall empfangen und nach jedem der drei Akte mit Sga. Affandri (Lucia) gerufen, der diese Ehre noch mitten im dritten Akte zu Theil wurde.

Stockholm. Die Dänen und die Schweden sind die einzigen Nachbarvölker Deutschlands, deren Bühnen auch insofern mit den Deutschen in Verbindung stehen, als sie fortführen, das Bessere, was bei uns erscheint, sich ebenfalls anzueignen. Da aber heutzutage, wie Jedermann weiß, die dramatische Ausbeute bei uns nicht sehr groß ist, so hat uns auch in Stockholm und in Kopenhagen das französische Theater bei weitem den Vorrang abgelaufen. Kogebue und Jffland prangen zwar immer noch auf den Theaterzetteln, aber nur hin und wieder auch ein neuerer Name, wie Raupach, Galm, Gukow, Holtei und Mellstab (Eugen Aram). Kürzlich wurde auf der königl. Bühne in Stockholm Raupach's Schauspiel: „Die Schule des Lebens“ (Schwedisch: *Lilvets Skola*) zum ersten Male aufgeführt, und ein Journal der schwedischen Hauptstadt (*Dagligt Allehanda*) macht bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen: „Raupach ist einer von Deutschlands produktivsten Theaterdichtern. Die Anzahl seiner dramatischen Arbeiten gibt bereits der von Kogebue's Bühnenstücken nicht viel nach, und auch in ästhetischer Hinsicht stehen beide ungefähr auf derselben Höhe. Bei Beiden nimmt man das selbe höchst ausgebildete *savoir faire* wahr, dieselbe Gabe der Erfindung dramatischer Situationen, und dieselbe Geschicklichkeit, Theater-Effekte hervorzubringen, die ihre Wirkung auf die Menge nicht verfehlen. Beide streben nach deren Gunst, mit Uebergang höherer ästhetischer Rücksichten, und Beiden fehlt die wirkliche Schöpferkraft und der tiefere poetische Sinn. Gleichwohl ist Raupach eine weit poetischere Natur als Kogebue, welcher Letztere dagegen mehr Rührigkeit und Witz hatte.“

Korrespondenz.

* **Karlsburg.** (Von sehr achtbarer Hand eingesandt.) In dem Unter-Albenfer Komitate geht man jetzt mit einem höchst loblichen Projekte um, nämlich mit Bildung einer wechselseitigen Feuer-

Herungs-Anstalt. Der Entwurf enthält sechszehn Paragraphen, vermöge deren jeder Haus- und Güterbesitzer sein Habe gegen Feuerbrünste sichern könnte, ausgenommen Waldungen und solches Gut, das schon außer Land affekurirt wäre. Was der Eigenthümer sichern will, läßt er gewissenhaft schätzen, den Schätzungsbrief amtlich bekräftigen und in die Vereinsliste eintragen. Im Falle eines erwiesenen unverschuldeten Brandes steuern sämmtliche Vereinsglieder zum Ersatze des Schadens bei, und zwar Jeder, seinem Schätzungsbriefe gemäß, von je 10 fl. 3 kr.; wenn er z. B. ein Eigenthum von 500 fl. versichert hat, zahlt er dem verunglückten Vereinsgliede 2 fl. 30 kr. u. s. w. Das Gedeihen dieses Vorhabens ist um so wünschenswerther, da wir in unserm Komitate im vorigen Jahr so häufig von Feuerbrünsten heimgesucht wurden, und sehr auffallend ist es, daß in diesem, in politischer Hinsicht zersplitterten Komitate Siebenbürgens doch ein Verein zu Stande kommen kann. Möge das Gute immer die Gemüther vereinen!

Presse-Beitrag.

Unter dem Titel: „Deutsche Dichter der Gegenwart“ erscheinen gleichzeitig zwei sehr verschiedene Werke, die eine Würdigung der namhaftesten unserer lebenden Dichter zum Zwecke haben, nämlich das eine von A. Nodnagel in Darmstadt, das andere von D. Hesse in Halberstadt. In letzterem findet sich unter Andern die Behauptung: Rückert sei kein Dichter, sondern nur ein poetischer Dilettant — wir fürchten aber, die Welt wird sagen: Hr. D. Hesse sei kein Kritiker, sondern ein kritischer Dilettant. Hr. Nodnagel dagegen gibt uns „Erläuterungen“ zu den Werken der beliebtesten Poeten und beginnt mit Freiligrath, dem bis jetzt gefolgt sind: Eichendorf, Rückert und Heinrich Heine. Es ist interessant und dankenswerth, wie der Verfasser die verschiedenen Stimmen der Kritik über genannte Dichter zusammenstellt und durch eigenes Urtheil zu vermitteln sucht, wobei er stets mit gründlicher Charakteristik unbefangenen und vorurtheilsfrei zu Werke geht. Der Leser gewinnt hier, so zu sagen, eine richtige Totalansicht von der Erscheinung eines jeden der besprochenen Dichter, während die meisten Rezensionen in kritischen Journalen heutiges Tages nur eine Seite und oft sehr trübe zu beleuchten pflegen. Wir sehen daher der Fortsetzung des Werkes, das in Heften ausgegeben wird und

im Laufe dieses Jahres beendigt werden soll, mit Vergnügen entgegen und wünschen ihm einen weiten Kreis von Lesern unter den Freunden deutscher Dichtung.

* * Georg Herwegh soll, dem Vernehmen nach, der Firma Brockhaus eine Entschädigung für die in den letzten Tagen erlittenen Verluste angeboten haben — einen zweiten Band seiner Gedichte — zum Verlegen. Könnte man das nicht Ironie nennen?

* * „Der falsche Woldemar“, der neueste Roman von Willibald Alexis, wird im Freihafen dem Plane nach „ein großartiger, politischer Intriguen-Roman“ genannt. — Der verstorbene Dichter Wilhelm Müller soll bereits beabsichtigt haben, einen falschen Woldemar zu schreiben und den Stoff für den interessantesten in der ganzen deutschen Geschichte erklärt haben.

Mignon - Zeitung.

Dublin. Die größte Naturseltenheit, die vielleicht je in Europa gezeigt ward, ist jetzt hier aufgestellt. Sie besteht in dem Fossilgerippe eines verschwundenen, wahrscheinlich antediluvianischen Thieres — verschieden von jeder andern Gattung noch lebender oder fossiliter Thiere, die bis jetzt den Naturforschern oder Geologen bekannt sind — und ist gleich merkwürdig wegen seiner riesigen Größe als wegen des seltsamen Baues des Skeletts. Letzteres wurde von dem deutschen Naturforscher Albert Koch in der angeschwemmten Erdschicht gefunden, welche auf dem alten Bette des Pomme de terre, eines Armes des Osage im nordamerikanischen Staate Missouri, liegt, und ist vollständig erhalten, indem es durch mehrfache angeschwemmte Erdschichten überlagert war. Von dem Staate, wo das Gerippe entdeckt wurde, so wie wegen der eigenen Form u. Stellung seiner Fangzähne, welche zwei Sichel gleich, die sich horizontal an jeder Seite des Kopfes hinziehen, hat man es Missouri Thieristokaulodon oder Sichelzahn genannt. Das Skelett, welches durch ein eisernes Gestell getragen wird, ist fünfzig Fuß hoch und dreißig lang. Die Breite zwischen den Vorderfüßen beträgt über 8. zwischen den Hinterfüßen fast 6 Fuß. Ein völlig ausgewachsener Elefant, neben dies Riesenthier gestellt, würde zu ihm etwa im Verhältnisse eines Lammes zum Mutterstafel stehen. Der Anblick des Gerippes ist höchst imposant; der Besucher erblickt, wenn er sich dem Eingange nähert, zwei dunkle, aus dem

Größten gehauene Säulen von ansehnlicher Höhe, obwohl plumpem Verhältnisse, und in weiter Ferne zwei andere, welche zusammen die herabhängenden Querbalken irgend eines verfallenen Gebäudes zu tragen scheinen. Dies sind die vier Füße, welche den Kopf und die Fangzähne, den Rückgrat und die Rippen des kolossalen thierischen Baues tragen. Beinahe gewiß ist, daß das Missouri, gleich dem jezigen Nilpferde, ein Bewohner des Wassers (vielleicht sogar eine Amphibie) war, indem dessen Füße mit Schwimmhaut versehen und außerdem noch besonders zum Schwimmen auf der Oberfläche oder zum Gehen auf dem Boden der Flüsse u. Seen eingerichtet gewesen zu sein scheinen.

Stuttgart. Ueber den Sturm vom 10. Januar, der auch bei uns verspürt wurde, meldet der „Schwab. Merkur“ von Buzen: „Gestern Nachmittags bis gegen Mitternacht hin hatten wir Orkan. Man hörte in den oberen Luftregionen ein Brausen wie Meereswellen, ein Toben und Rasen, wie beim heftigsten Gewitter. Stoßweise brüllte oft der Wind in den erschütterten Luftschichten. Ein Schneegestöber, mit vielen u. großen Schlossen verbunden, begleitete die heftige Luftbewegung. Leute, die im Freien waren, wurden vom Winde im Kreise herumgedreht und auf den Boden geworfen. Mag dieser heftige Sturm, der sich nach allen Nachrichten weit verbreitete, wohl mit den heftigen Erschütterungen in dem feuerspeienenden Berge Aetna, vielleicht mit Erschütterungen in noch ferneren Gegenden, in Verbindung stehen? Jedenfalls müssen wir wohl traurigen Nachrichten von der See entgegensehen.“

—
Etwas von Allen. Die „Vorzeitung“ enthält folgenden „Aufruf an mitleidige Buchdrucker- Herzen: Der „Allg. Zeitung“ zu Augsburg sind in den letzten Wochen fast alle Comma abhanden gekommen, und sie muß daher ihren Lesern das Lesen gewaltig erschweren. Wir bitten daher für sie um Aushilfe. Gedankenstriche hat sie noch.“

* * Der „Globe“ meldet, daß Arthur Harworth, ein acht und ein halbes Jahr alter Gelehrter, zu Framlingham, Woodbridge u. an andern Orten Vorlesungen über Astronomie gehalten hat!

* * Das letzte Jahr ist verflossen, ohne daß beim Uebergang über den großen St. Bernhard Jemand umgekommen wäre.

* * Pariser Blätter melden jetzt, daß für die den i. J. 1840 überschwemmten Einwoh-

uern von Lyon aus Deutschland zugeschickten Unterstützungsgelder von 30,411 Fr. Frankreich jetzt der abgebrannten deutschen Stadt Hamburg eine Hilfssumme von 384,068 Fr., also 12-mal mehr, habe zugehen lassen.

* * * Man schreibt uns aus Wien: „Seit geraumer Zeit winden sich durch einige der gelesensten Wiener Blätter divergirende und ziemlich vehemente Urtheile über die Leistungen der Schauspielerin Brüning-Wohlbrück, die von dem unbefangenen Publikum, ihrer wirklichen Vorzüge wegen, gerne gesehen wird, ohne aber als eine makelfreie Kunst-Erscheinung bei ihm zu gelten. Es ist aber keineswegs Madame Brüning und ihr Talent das alleinige Motiv, die diese Wirren hervorrief, sondern sie ist nur das Mittel zum Zweck, der Stiel zum Beil, mit dem man sich schlägt. Lob und Tadel sind an die Lokalität gebunden, der sie angehört, und es kann sich treffen, daß bei etwaiger Veränderung der Atmosphäre, sich das Lob in Tadel, der Tadel in Lob verwandelte. — Leider geht bei diesen Razbalgereien die Achtung für Urtheil und Beurtheiler verloren, insofern sie derselben genießen.“

* * * Ein Barbier, zu dem auch die neue Mähr gedrungen, daß im Jahre 1843 die Welt untergehen werde, sagte ängstlich zu einem seiner Kunden: „Gewiß, man verzweifelt mit glaubwürdigen Zeugnissen diesen Untergang. Am 23. April stirbt alles Vieh und am 25. ist die Reihe an den Menschen!“ — „Hm,“ entgegnete der eben Eingeseifte, „das bringt mich in Verlegenheit! Wer soll mich denn am 24. rasiren?“

* * * Der Tempel zu Jerusalem soll nach 1770 Jahren, wo der herodianische in Flammen aufging, nun wieder aufgebaut werden. In München wird bereits eifrig gesammelt. Das erste hebräische Circular, welches dort kursirte, war vom Oberrabiner Lub verfaßt, mußte aber abgeändert werden, weil der Mann darin „mit einer höchst albernen Unzulässigkeit“ debütiert haben soll, wie der Augsb. Postzeitung aus München gemeldet wird.

* * * Man schreibt aus Berlin: „Auf das Verbot der „Leipziger Allgem. Zeitung“ sind hier zwei Karikaturen angekommen, die wahrscheinlich in Leipzig selbst erschienen sind. Bis jetzt ist ihre Ausstellung an den Schaufenstern nicht verhindert, wie denn der Karikaturhandel überhaupt, trotz den einzelnen Hindernissen von Seiten der Polizei und drohenden Gerüchten, nichts an Lebhaftigkeit verloren hat.“

Lokal-Beitrag Theater.

Nationaltheater. Das erste Konzert des berühmten Violinvirtuosen Herrn Viurtemp, welches am 23. d. M. im Nationaltheater Statt fand, war in der That ein höchst interessantes und genußreiches zu nennen, und so groß auch die Erwartungen waren, mit welchen alle Kunstverständige an diesem Abend das Theater betraten, der ausgezeichnete Künstler hat sie in hohem Grade gerechtfertigt. „Die Kunst“, sagt Börne, „gewährt uns, was die Natur uns versagt: eine goldene Zeit, die nicht roftet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Künstler ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt, und wenn er nicht um schönsten Botenlohn die himmlische Botschaft bringt.“ Diese Worte, eben so gedankenvoll, als wahr und schön, finden auch ihre Anwendung auf den gefeierten Viurtemp; er ist Künstler im vollen Sinn des Wortes und gehört zu den wenigen Auserlesenen in dem uermesslichen und reichbewohnten Zauberreiche der Tonkunst. Die einzelnen Schönheiten und grandiosen Vorzüge seiner virtuosen Spielweise die Revue passiren zu lassen, gestattet uns für heute der Raum nicht und wir erwähnen deshalb blos, daß Hr. V. ein Konzert in E-dur von meisterhafter Arbeit, ein Adagio und Rondo und ein Capriccio, unter dem Titel: „les Arpées“, sämmtliche Piecen von eigener Komposition, vortrug, die alle mit den rauschendsten Beifall-Affirmationen aufgenommen wurden. Am Schlusse stürmisch hervorgerufen, spielte Hr. V. einige National-Lieder, die mit lautem Hohen-Ruf ausgezeichnet wurden. Das Haus war wider Erwarten, nur ziemlich besetzt. Gewiß dürfte sich in der Folge die Frequenz steigern. Seriöso.

— Die hier schon bekannte Sängerin, Dem. Mayer, die in Wien großen Beifall erhielt, erklärte, daß sie nach Ablauf ihres Kontraktes in Wien, im Nationaltheater singen werde.

— Man sagt, die italienische Operngesellschaft von Wien werde im Monate Juni im Nationaltheater einige Vorstellungen geben — was sowohl in künstlerischer als nationaler (?) Beziehung sehr erfreulich wäre. Honderü.

Deutsches Theater. Morgen, Donnerstag, kommt, unter der Mitwirkung der Gesellschaft des Hrn. Wolff, die Spektakelpantomime: „Die Räuber in den Abruzzen“, mit neuen Arrangements des Herrn Direktors Forst zur Ausführung. Vorher wird ein einaktiges Lustspiel: „Autorsqualen“ von Dr. Frank, das vor einigen Jahren in Wien vielen Beifall fand, zum ersten Male gegeben.

— Die nächste Novität wird die in Wien so beifällig aufgenommene Parodie: „die Töchter der Wildniß“ von Told sein. Sehr geschmackvoll ausgestattet, wird es auch Hrn. Crombe Gelegenheit zu schönen Tänzen und Gruppierungen geben.

— Zum Besten des Hrn. Kunststellers Wolff wird ein eigens für seine Gesellschaft eingerich-

tetes Zeitgemälde: »die Brigittenau« gegeben werden.

— Hr. Stoll wird in der nächsten Woche als Bariton in der Oper: »die Römer in Melitane« gastiren.

— Die nächsten Opern- Novitäten werden »die Königin von Cypern« von Galey und »der Schwur« von Mercadante sein.

— Dem. Carl gibt zu ihrem Benefiz den »Kerker von Edinburgh.«

Dfner Theater. Den 21. d., zum Vortheil des Hrn. Weigelt: »die Zauberflöte« von Mozart. Hr. Schott debutirte zum zweiten Male, als Sarastro, u. sang diese Parthie mit ziemlicher Kraft u. Sicherheit. Die große Arie: »In diesen heiligen Hallen« erwarb ihm vielen Beifall. Mad. Nielas (Königin der Nacht) entzückte durch ihren innigen, seelenvollen Vortrag. Eine liebliche Erscheinung war Dem. Caroline Mey (Pamina), deren leichte und angenehme Höhe dieser Parthie vielen Reiz verlieh. — Die neuen Dekorationen des Hrn. Horn sind ausgezeichnet zu nennen. — rpf.

Unsere Frauen. In Nr. 5 des »Regeló« lesen wir von Adolph v. Frankenburg, zu dessen Akquisition der erwähnten Zeitschrift zu gratuliren ist, folgende interessante Parallele zwischen den Dfner und Pesther Damen: »Als Gott die Pestherin erschuf, fand er solche Freude an seinem Werke, daß er große Lust verspürte, dasselbe fortzusetzen; als er der Dfnerin die Seele einhauchte, hielt er eine Raustunde. Hieraus kann man schließen, daß sowohl die Pesther Damen, als auch die Dfnerinnen sehr schön sind. Die Pestherinnen kleiden sich geschmackvoller, die Dfnerinnen einfacher: ihre natürlichen Reize entbehren des vielen Puzes. In Dfen sieht man mehr kleine Füße, die Pestherinnen haben einen grazioseren Gang, woran vielleicht das schlechte Pflaster auch Schuld ist; wenn du die Dfnerin grüßest, dankt sie dir mit einem herzlichen »guten Morgen« oder »guten Tag«, die Pestherin mit einem vornehmern, kaum bemerkbaren Kopfnicken; die Dfnerinnen haben interessantere, die Pestherinnen ausdrucksvollere Gesichtszüge; bei den Dfnerinnen sprechen die Augen, bei den Pestherinnen die Lippen mehr; die Dfnerinnen sprechen schöner, die Pestherinnen besser ungarisch; die Dfnerinnen lieben unsere Sprache aus Neigung, die Pestherinnen aus Mode; die Dfnerinnen entzücken uns durch ihre kindliche Naivheit, die Pestherinnen bezaubern durch ihre gebildete Konversation. Die Dfnerinnen lieben die Gesellschaft der Männer, die Pestherinnen lieben sie auch, nur gestehen sie es nicht; das Pesther Fräulein nimmt auf der Gasse nur von ihrem Verlobten den Arm an, die Dfnerin macht auch ihre Bekannten dieses Glückes theilhaftig; die Pestherinnen sind öfters die Sklaven der Etiquette, die Dfnerinnen immer die Sklaven ihres Herzens. Die Pestherinnen eilen Morgens zur Toilette, die Dfnerinnen auf den Markt, und doch sind die Pestherinnen in den Soireen mehr Hausfrauen,

die Dfnerinnen mehr Hausdamen. Die Dfnerinnen besuchen das Theater aus Unterhaltung, die Pestherinnen aus Langeweile, die Dfnerinnen gehen dem Stüke, die Pestherinnen den Dekorationen zulieb hinein. Die Dfnerinnen tragen ihren neuen Hut oder Paletot in die Kirche; die Pestherinnen in die Kafinofonzerte zur Schau. Die Dfnerinnen kaufen die Mode den Pestherinnen, die Pestherinnen den Geschmack den Dfnerinnen ab. In Gesellschaft lieben die Pestherinnen auch zu politisiren, die Dfnerinnen hören gern von Politik sprechen; die Pestherinnen lesen viele, die Dfnerinnen gewähltere Bücher, jene besitzen mehr Kenntnisse, diese mehr Urtheilskraft; jene haben von den schönen Künften feinere, diese geläutere Begriffe. Die Pestherinnen interessieren sich sehr für die Tagesbegebenheiten, die Dfnerinnen lassen sich selbe erzählen. In Pesth bilden die Frauen unter sich einen abgesonderten Kreis, in Dfen werden auch Männer zugelassen. Die Pestherinnen wünschen, die Dfnerinnen lieben sich zu unterhalten. Die Pestherinnen sind in der Gesellschaft von Männern steifer, die Dfnerinnen zu traulicher, die Pestherinnen benehmen sich nobler, die Dfnerinnen aufrichtiger, jene sind geist-, diese gemüthreicher, diese plaudern liebenswürdiger, jene bedächtiger. Die Pestherinnen lieben heftiger, die Dfnerinnen beständiger; jene sagen es, diese wollen es errathen lassen, daß sie lieben; bei jener verkündet ein Kuß, bei dieser ein Händedruck ihre Günst. Durch die Heirath werden die Pestherinnen freier, die Dfnerinnen eingezogener; die Dfnerinnen lieben es mehr im Hause, die Pestherinnen außer dem Hause die Frau zu spielen, jene machen als Mädchen, diese als Frauen mehr Präntionen. Jene sind bessere Gattinnen, diese sind bessere Mütter; jene sind gegen ihre Kourmacher, diese gegen ihre Männer kälter. Im häuslichen Kreise sind die Pestherinnen Frauen, die Dfnerinnen Gattinnen, jene führen das Hauswesen, diese das Hausrunder. Die Dfner Frauen empfangen ihre Hausfreunde in Gesellschaft ihrer Männer, die Pestherinnen in der ihrer Freundinnen. Bei galanten Abentheuern sind die Dfnerinnen furchtsam, die Pestherinnen resolut, in ihren Billettdour gebrauchen die Dfnerinnen viele Pausen, die Pestherinnen pflegen dem in den Punkt aufzudrücken (d. h. die Dfnerinnen wollen verständig sein, die Pestherinnen machen sich verständlich). Die Pestherinnen tanzen gern auf Bällen, die Dfnerinnen in den Tanzschulen; in Pesth tanzen sie feuriger, in Dfen lieblicher. Wenn die Pestherinnen heirathen, so tanzen sie selten mehr, die Dfnerinnen lernen auch in reiferen Jahren, ihren Töchtern zulieb, in den Tanzschulen eine Lanzentanz. Die Pestherinnen sagen es nie, wie alt sie sind, die Dfnerinnen sagen es auch nicht. In den Pesther Gesellschaftsspielen herrscht mehr Geist, in den Dfner mehr Lebhaftigkeit. Die Pesther Frauen lieben die ausgezeichneten Männer und bevorzugen sie, die Dfnerinnen lieben auch die minder ausgezeichneten. Die Pestherinnen lieben in den Modezeitungen zum meist die Modebilder, die Dfnerinnen auch. In Dfen heirathen die Mädchen aus Neigung, in Pesth, damit sie Frauen werden; die Pestherinnen heirathen über Hals und Kopf, die Dfner-

ringen mit Bedacht. In Pesth wird aus der zärtlichsten Braut öfter die gleichgiltigste Frau, in Ofen ist es gerade umgekehrt. Die Ofnerinnen lieben auf einmal nur Einen, die Pestherinnen auch Mehrere. Die Pestherinnen sind leidenschaftlicher, die Ofnerinnen geheimnißvoller; jene werden gleich nach der Hochzeit Frauen, diese nach einiger Zeit; jene sind auf ihre Kourenmacher, diese auf ihre Männer stolz; jene brüsten sich gerne mit ihren Kindern, diese mit ihren Connaissancen; jene geben ihren Männern, diesen geben ihre Männer ein Ansehen. Bei den Pestherinnen macht ein Modeherrchen, bei den Ofnerinnen ein Angestellter mehr Glück; endlich wird man bei den Pestherinnen eingeführt, bei der Ofnerinnen herzlich empfangen; jene weisen dem Fremden einen Platz auf dem Sopha an, diese lassen sich die Hand küssen.“ 3-g.

Pesther Salon. — Der verschwenderische Luxus des feineren Grafen Castellane erregt jetzt in Paris großes Aufsehen, und der Ruf desselben ist schon bis Wien gedrungen, woselbst in den höheren Kreisen auch schon Anstalten getroffen werden, den Geschmak des Grafen, der in seinem Pallaste ein aus Dilettanten bestehendes Kunsttheater errichtete, in der langen Fastenzeit nachzuahmen. Möchten doch auch unsere lebenswürdigen Pesther Damen, wie sie es vor drei Jahren thaten, ein kleines Theater improvisiren, und auf diesem die ungarische Sprache, Hand in Hand mit der feinen französischen (?), erklingen lassen.

Honderü.

— Auch in Ofen geht's zum Tanze. Mittwoch, den 11. d., waren die Salons des Hochgeborenen Grafen Albert von Festetics zum Empfang einer sehr zahlreichen und gewählten Gesellschaft geöffnet. Die mächtigen Fluthen der grauen Donau konnten der Herzhaftigkeit einiger lebenswürdigen Pesther Damen kein Hinderniß setzen, die als gute Nachbarinnen ihre Zaubergestalten den trüglichen Wellen vertrauten. Unter diesen waren die Hochgeborenen Gräfinen Battthyány und Károlyi, die Freien von Drágy und Frau Johanna von Gekonics. Von den Fremden, die lebenswürdige Gemahlin des Stuhlrichters Herrn Joseph v. Luby.

Honderü.

— Einer der glänzendsten Bälle, die vielleicht je in unserer Stadt abgehalten wurden, wird am 4. Februar bei dem Hochgeborenen Grafen Károlyi in Pesth gegeben werden. Die Vorbereitungen hiezu versprechen ein Fest, wie man es nur in den ersten Salons zu Paris gewahren kann.

Lokales Allerlei. Große Vorbereitungen veranstaltet der Caffetier, Hr. Privorsky, für die ganz neue Decorirung des rühmlichst bekannten Kaffehauses „zur Krone“, in der Waiznergasse. — Hr. Wernigky, einer der ersten Willard-

Verfertiger, hat die Tischlerarbeiten übernommen; eine schöne Wasserleitung wird dem Gassen jedes Glas Wasser frisch aus den Brunnen bringen; alle Säle werden auf blendend Weiß mit Goldstäben decorirt, und es wird wahrscheinlich die neueste Beleuchtung mit tragbarem Gas angewendet werden.

— Unsere Bäcker machen seit einiger Zeit wieder Fortschritte, d. h. zu ihren Gunsten — das Gebäk wird stets kleiner und leichter. Diejenigen, die so glücklich sind, für mehrere Tausend Gulden das Recht Buttergebäk zu erzeugen gepachtet zu haben, machen erstaunliche Geschäfte. Fällt so ein Dingelchen à 3 Kreuzer, das man uns in den Kaffehäusern zum Frühstück präsentirt, zur Erde, so kann man es schwerlich mehr finden. Wir zählen unter unsern Abonnenten mehrere sehr achtbare Bäckermeister, sie werden dies lesen u. gewiß mit uns ausrufen: »Lange kann es nicht mehr so bleiben.«

— Dem Junftwesen, das für gegenwärtige Zeiten allen industriellen Unternehmungen so hemmend in den Weg tritt, steht vielleicht eine gewaltige Reform bevor. Der Impuls geht von Wien aus und auch bei uns sind tüchtige Männer mit Elaboraten für diesen Gegenstand beschäftigt.

— Wolfs Kunstreiterei macht fortwährend Glück, und gefällt täglich mehr. Letzten Sonntag war wieder kein Plätzchen zu haben. Die graziöse Dem. Van der Berghe und der fühne Quaglieni enthußasmirten das Publikum, eben so erregte wieder die Pantomime, „die Kavallerie zu Fuß“ das schallendste Gelächter des Hauses.

— In der Raizengstadt in Ofen erschlug eine arme Frau, mit ihrem Sohne erster Ehe, ihren Gatten, ob der 24 Gulden, welche sie, die Witwe, nach dem Tode ihres Ehemannes, aus der Kasse des Leichenvereins zu erhalten hatte. Entsetzlich! . . . Volkserziehung! wo bleibst du?

Honderü.

Karneval. Die erste Reboute hat, als erste Reboute betrachtet, mit gutem Erfolge debutirt. 8-900 Personen, eine bedeutende Anzahl sinniger und geschmackvoller Masken bevölkerten die herrlichen Säle, und es herrschte ein allgemeines, herzliches Vergnügtssein. Morelly's Drchester wirkte Wunder auf die Tanzlustigen, und man ward dieser angenehmen Weisen nicht müde bis 5 Uhr Morgens. Auch die neubecorirten Speisesäle nahmen sich recht annehmlich aus. Kurz, es herrschte allgemeine Zufriedenheit. Nun kommt Sonntag, den 20., die zweite Reboute und wenn Nr. 1 so gut ausfiel, wird doch Nr. 2 noch steigendere Genüsse gewähren!

Beilage: „Der Schmetteeling“, Nro. 2.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit Postversendung 5 fl. — Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. u. postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nr. 81, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthändl. H. Ehrenreich u. Neumann, G. Miller u. J. Wagner in Pesth u. bei allen k. k. Postämtern

Ofen, gedruckt in der königl. ung. Universitäts-Buchdruckerei.

die Wiener Jour-
Wiener Journa-
von W. W. mit
ausgelegt.

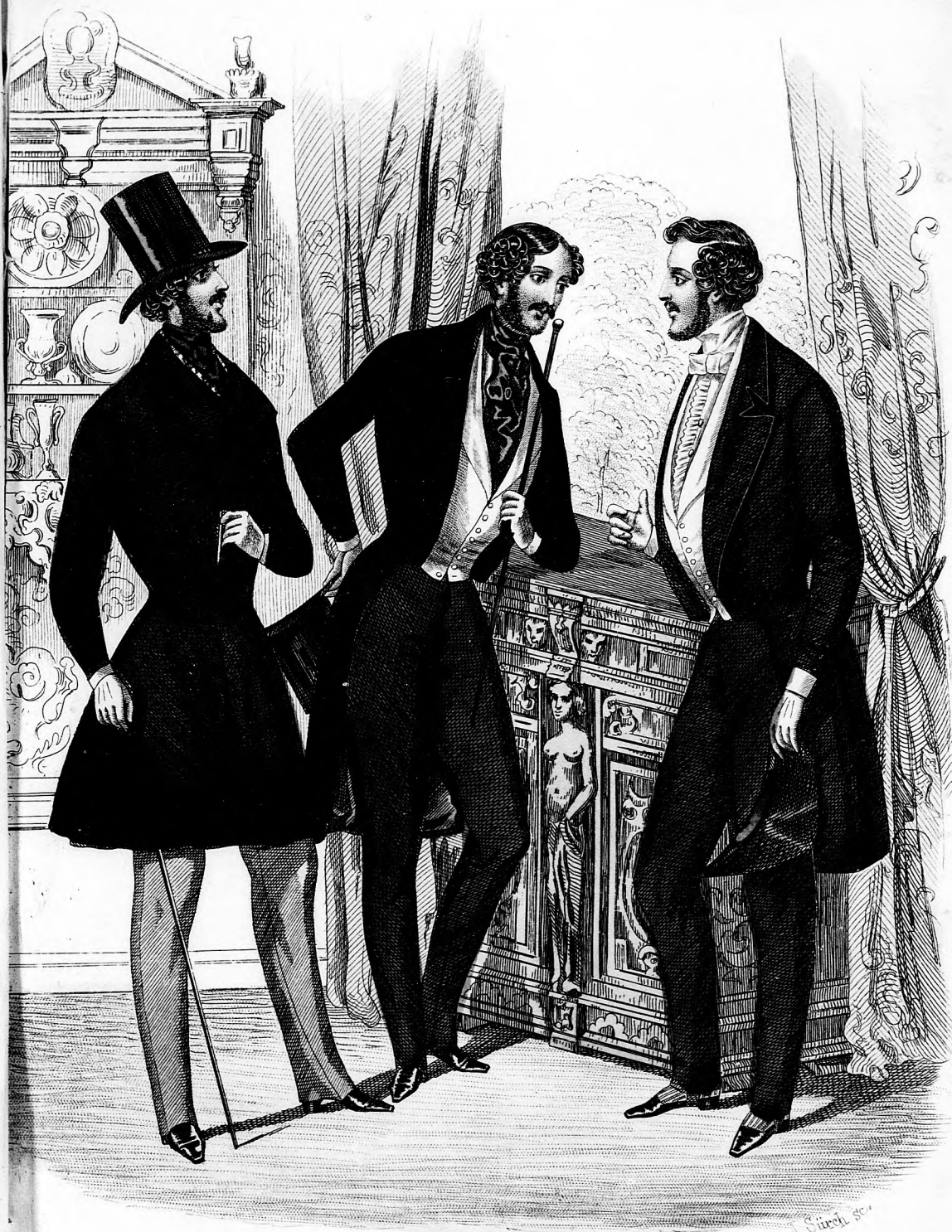
irg melden, daß
bekannte Maler
wort durch seine
erregt, und be-
änden volle Be-

ankfurt: „Georg
Tagen hier, auf
ach der Schweiz.
nur einen Auf-
n. Auch in Leip-
Befehle zufolge,
e nur mit Mühe
tunde dort aus-

melden, daß eine
e, in der Nähe
ch gehört hatte,
ach dem Tode ih-
gen dieses Lebens
Art Scheiterhau-
rrichtete, densel-
hinaufflieg. Die
aber der Schmerz
terhaltung trieben
o sie sich alsbald,
yen, auf dem Bo-
mit dem Schrecken
schweren Brand-

Wien: „Dem Frei-
eser Lage eine sel-
l geworden. Der
esidenzstadt Wien
Diplon eines Eh-
seiner Verdienste
emeinen und An-
then Bestrebungen
adt insbesondere.“
e mit der größten
legt wurden, ver-
Moos.“ So wird
Das Echo du
zu die Bemerkung,
längst das Moos
sche Entartung
sich nun, ob das-
en oder zu schwa-
bige Beobachtung
nicht unwerth.

Mosenthal.



MODES DE PARIS.
LE MIROIR.